Die Mühlhäuser Werke

9

SEPTEMBER 1959

DEUTSCHER KULTURBUND
KREISVERBAND MÜHLHAUSEN/THÜR.
KULTURSPIEGEL

Wera Muchina 1. September: Weltfriedenstag

Justus Gottfried Reinhardt

Dem aufmerksamen Besucher des alten Friedhofes wird am Spalier des sogenannten Judenfriedhofes ein vereinsamter Grabstein ohne Grab auffallen. Die Ruhestätte selbst ist längst eingeebnet worden. Erfreulicherweise ist aber der heimat- und kunstgeschichtlich wertvolle Stein erhalten geblieben. Der große Würfel aus Sandstein zeigt auf den Flächen je ein aufgeschlagenes Buch, zwei gekreuzte Fackeln (als Zeichen des Todes nach unten weisend), einen Bibelspruch und eine Widmung. Letztere ist uns ein Beweis für die Verehrung, welcher sich der Verstorbene hat erfreuen können. Im Gegensatz zu fast allen Grabsteinen ist dieser nämlich von den dankbaren Schülerinnen und von Freunden beschafft worden. Anlaß zu den vorliegenden Zeilen des Gedenkens bieten sowohl der 200. Geburtstag Reinhardts wie auch die Tatsache, daß dieser Schulmann zu Bedeutung in der Heimatgeschichte gelangt war. Doppelte Beachtung verdient sein Wirken dadurch, daß mit ihm im Schulwesen Mühlhausens neue Wege beschritten wurden, die von bleibendem Wert sind. So beseitigte Reinhardt nicht nur die „skandalösen Zustände" an der Mädchenschule im Brückenkloster, sondern schon während der vorangehenden Amtszeit am Gymnasium manchen anderen Übelstand. Erfolgreich, wenn auch anfangs stark bekämpft, trat er einem gedankenlosen Übernehmen des bisher Gebräuchlichen entgegen. Rückständige und von Standesdünkel erfüllte Kollegen stellten sich hindernd in den Weg. Als nun im Jahre 1789 Reinhardt gar an die Mädchenschule übersiedelte, um fortan B ü r g e r m ä d c h e n zu unterrichten, konnten sie den aus eigenem Antrieb unternommenen Schritt nicht verstehen. Sie bezeichneten den Wechsel als „eines Akademikers unwürdig". Andererseits fand der junge Neuerer aber auch einsichtsvolle Förderer, wie z. B. den Rektor König, seinen bisherigen Vorgesetzten. Dessen warme Worte der Aufmunterung und

die allmählich wachsende Zahl der Nachahmer verliehen ihm Mut zu ähnlichem Vorgehen im künftigen Wirkungskreis. Fortschrittlicher Geist, Idealismus und soziales Verständnis waren für Reinhardt die treibenden Kräfte. Daher bezeichnet er in seiner Selbstbiographie (Mühlhäuser Geschichtsblätter, Band 13) als „die schönste und seligste Periode, die Versetzung aus der 7. Klasse des Gymnasiums an die Mädchenschule im Brückenhofe". „An dieser Schule waren bisher nur Professionelle tätig gewesen. Zu jener Zeit waren dort im Amt der Schneider Herz (1762 bis 1797) und der Bäcker Haserodt (1770 bis 1789). Durch den Tod des Letzteren war die Stelle frei geworden, die nunmehr von Reinhardt eingenommen wurde. Im Rat war teilweise die Meinung vertreten, daß in Zukunft Männer Verwendung finden müßten, die „mit der Lehr- und Erziehungsarbeit bekannt" wären.

Eine ausführliche Abhandlung über die Entwicklung der Mädchenschule bieten die Mühlhäuser Geschichtsblätter in Band 27. Allein drei Seiten sind dem „Reformator des dortigen Schulwesens" unter Heranziehung der bereits angeführten Selbstbiographie gewidmet. Dieser war am 2. August 1759 als Sohn des damaligen Subkonrektors und späteren Pfarrers Johann Justus Reinhardt zu Mühlhausen geboren. Der sehr strenge Vater und die mit Züchtigungen nicht sparenden Lehrer riefen in dem Knaben gegen die falsche Erziehungsart eine Abneigung hervor, die nicht ohne Einfluß auf sein ferneres Leben und Wirken im Beruf bleiben sollte. In seinem siebzehnten Lebensjahr verlor er den Vater. In Leipzig studierte Reinhardt Theologie und wandte sich dann nach Halle. Die Anstellung am Gymnasium der Vaterstadt erfolgte im Jahre 1784.

Besondere Anerkennung verdient die geschickte Art, mit der Reinhardt vorging und sich zunächst bei den Kindern, dann aber auch bei den anfangs sich widersetzenden Eltern durchsetzte. So z. B. wurde das bisher übliche Mitbringen von weiblichem Spielzeug untersagt, das Stricken hingegen gestattet, ja durch Belobigung gefördert. Dadurch vermochte der neue Lehrer unter Ausnutzung einer bereits vorhandenen Regsamkeit der Hände zu häuslichem Fleiß anzuspornen. Immer hatte Reinhardt die Aufgaben im Auge, die im ferneren Leben an die Kinder herantreten würden. Der Grabstein vermag die sich daraus ergebende Wertschätzung zu beweisen.

Durch seine gerechte und milde Art erreichte Reinhardt, daß die Mädchen oft in Erwartung eines Lobes seinem Wunsche entsprachen. Da geeignet erscheinendes Lehrmaterial fehlte, verfaßte Reinhardt insgesamt elf Schriften. Am bekanntesten wurde sein Mädchenspiegel, der fünf Auflagen erlebte. Der Ratgeber für Schreibstunden brachte es auf vier Auflagen. Durch die Schrift über Denk- und Rechtschreibübungen für Mädchenschullehrer bot er ein willkommenes Hilfsmittel. Weiter verfaßte

Reinhardt einige religiöse Gesänge und zahlreiche Gelegenheitsgedichte. Ein Bändchen mit 135 Originalen der Jahre 1790 bis 1832 befindet sich in Privathand. Dem handschriftlichen Büchlein ist ein Schattenriß beigegeben, der den Verfasser als Einundzwanzigjährigen zeigt. Die Gedichte sind zwar keine Meisterwerke, haben aber doch kulturhistorischen Wert, da sie erkennen lassen, wie das Wirken unserer großen Dichter die gebildete Welt jener Zeit erfaßt und zur Mitarbeit begeistert hatte. Reinhardts Werke zeugen von tiefer Empfindung und Wärme. Noch etwa 1912 war eines der Gedichte enthalten in dem Heft „Lieder zu den Brunnenfesten in Mühlhausen in Thüringen". Die Aufforderung in ihm lautet: „Tretet jetzt näher der schönen wohlthätigen Quelle . . .". Jahreswechsel, Geburtstage, Hochzeiten usw. waren für Reinhardt Anlaß zu solchen Arbeiten. Alle Jahre schrieb der Lehrer seinen Schülerinnen einige Verse, mit denen sie ihre Eltern erfreuen sollten. So festigte er durch Einfügung einer persönlichen Note das Band zwischen Schule und Elternhaus. Eine lobenswerte Eigenschaft bestand darin, daß jede abgehende Schülerin von dem Lehrer auf den Weg ins Leben einen Sinnspruch erhielt, den er selbst geschrieben, sicher auch verfaßt hatte. Schon im Jahre 1797 erfuhr Reinhardt öffentliche Anerkennung, als er eine Gehaltszulage erhielt und zum Oberlehrer ernannt wurde.

Kränklichkeit zwang den verdienten Schulmann, den Magistrat um eine geeignete Hilfskraft zu bitten. Man entsprach seinem Wunsche, als 1820 der Kandidat der Theologie Carl Franke, der später sein Schwiegersohn wurde, an seine Seite trat. Mehr und mehr ließen die Kräfte des Älteren nach, der nicht mehr mit der gewohnten Frische und Freudigkeit unterrichten konnte. Er schied daher mit einem Ruhegehalt im Jahre 1832 aus dem ihm so lieb gewordenen Dienst und starb am 21. Oktober 1841. Im Mühlhäuser Wochenblatt des gleichen Jahres finden wir auf Seite 491 einen Nachruf, in dem u. a. berichtet wird, daß die Beerdigung „unter ansehnlicher Begleitung" erfolgte.

Mit voller Berechtigung können wir uns dem Urteil des Bürgermeisters Gier anschließen, der einmal bemerkte, die Tätigkeit dieses Schulmannes bedeute den Anfang einer besseren Periode in der Mädchenbildung Mühlhausens. Daher wollen wir der auf dem Grabstein vermerkten Feststellung entsprechen: „Das Andenken des Gerechten bleibt im Segen."

M. Heetzsch

Stadtarchiv Mühlhausen im Rathaus

Führung durch die Archivausstellung	an Werktagen von 11.00–12.30 Uhr an Sonn- und Feiertagen von 10.00–12.00 Uhr
Öffnungszeiten für Benutzer	Montag–Freitag 8.00–12.30 u. 14.00–16.30 Uhr Sonnabend 9.00–12.30 Uhr

Geißblatt und Heckenkirsche (Gatt. Lonicera) in den Mühlhäuser Anlagen

Zusammen mit Holunder, Schneeball, Schneebeere u. a. gehört die Gattung Lonicera in die Familie der Geißblattgewächse (Caprifoliaceae). Ihren Namen haben die Pflanzen zu Ehren des Botanikers Adam Lonitzer (1528 bis 1586) erhalten. In dieser Gattung unterscheidet man insgesamt etwa 120 verschiedene Arten, die in den gemäßigten Zonen der nördlichen und südlichen Erdhalbkugel verbreitet sind.

Im Stadtwald und in den Anlagen Mühlhausens finden wir mehrere Lonicera-Arten, die sich durch ihren Wuchs, das Aussehen ihrer Laubblätter, ihre Blüten sowie die Farbe ihrer Früchte unterscheiden lassen. — Einfach zu erkennen sind die beiden rankenden Arten, Lonicera caprifolium und L. periclymenum. Beide bilden hohe, rechtswindende Gehölze; ihre Blüten sitzen zu mehreren in Köpfchen vereint am Ende der Zweige. Häufig findet man die Pflanzen zur Berankung von Lauben, Zäunen, Garteneinfahrten oder dergl. angepflanzt. Diese beiden Lonicera-Arten gehören zu dem in Mitteleuropa seltenen Typ von „Schwärmerblumen" (bzw. „Nachtfalterblumen"), denen eine eigentliche Anflugstelle fehlt. Die Blüten öffnen sich erst in den Abendstunden und strömen dann einen starken Duft aus. Am Grunde der 3 bis 4,5 cm langen Kronenröhre wird Nektar abgesondert, den nur Insekten mit einem sehr langen Rüssel, wie manche Schwärmer, erreichen können. Abends finden sich u. a. Ligusterschwärmer und Fichtenschwärmer vor den Blüten ein. In schwebender Stellung dringen sie mit ihrem Rüssel in die Blütenröhre ein und beladen sich dabei mit Pollen, den sie dann an der Narbe der nächsten Blüte abstreifen.

Diese windenden Lonicera-Arten heißen im Deutschen „Geißblatt" im Gegensatz zu den aufrecht-strauchigen Arten, die man „Heckenkirschen" nennt. — Das „Wohlriechende Geißblatt" (auch „Garten-G.", „Italienisches G.") oder „Jelängerjelieber" (Lonicera caprifolium L.) kommt bei uns vorwiegend angepflanzt oder verwildert vor. Seine Heimat und seine natürlichen Verbreitungsgebiete liegen in Südeuropa. Als einzige evtl. „Wildstandorte" in Deutschland werden einige Stellen in Thüringen angegeben, so u. a. die Fahner'schen Höhen bei Gotha und der Kyffhäuser. Die über vier Meter hoch kletternde Pflanze trägt kurz gestielte, elliptische oder verkehrt-eiförmige und ganzrandige Blätter, die 4 bis 10 cm lang und 3,5 bis 6 cm breit sind. An den blühenden Zweigen sind die oberen Blätter paarweise miteinander verwachsen und bilden eine ovale oder kreisrunde Scheibe, auf der meist sechs Blüten unmittelbar aufsitzen

(Abb. 1). Die lang röhrenförmigen und zweilippigen Blüten, die im Mai bis Juni erblühen, sehen hellpurpurn, gelblichweiß oder weiß aus. Als Früchte bilden sich korallenrote Beeren.

Das zweite rankende „Geißblatt", Lonicera periclymenum L. („Deutsches Geißblatt" oder „Wald-Geißblatt"), trägt im Gegensatz zur vorigen Art auch an den obersten Zweigenden getrennte und nicht miteinander verwachsene Blattpaare; außerdem sind die kurz gestielten, elliptischen oder länglichen Laubblätter im allgemeinen etwas kleiner als beim „Jelängerjelieber" (Länge 4 bis 6 cm, Breite 1,5 bis 2 cm). Die gelblichweißen oder rötlich überlaufenen Blüten finden sich zu mehreren in einem gestielten Köpfchen, das endständig in den Achseln des obersten Blattpaares entspringt (Abb. 2). Die Blütezeit liegt in den Monaten Juni bis August; als Früchte erscheinen rote Beeren. Das „Deutsche Geißblatt" kommt zerstreut an Waldrändern und Gebüschen in ganz Deutschland, vielerorts allerdings wohl verwildert vor. Sein Hauptverbreitungsgebiet liegt mehr in den atlantischen Ländern Europas und im westlichen Mittelmeergebiet. Von den aufrecht-strauchigen Lonicera-Arten überwiegt — vor allem im Thomas-Müntzer-Park — die in zahlreichen Abarten und abweichenden Formen angepflanzte „Tatarische Heckenkirsche" (Lonicera tatarica L.). Sie stammt aus Südosteuropa und ist bei uns seit langem zu einem beliebten und durch die Hand des Gärtners so vielgestaltigen Ziersträuch geworden, der mit seinem reichen Blütenflor im Mai/Juni unsere Anlagen verschönt. Einen kleinen Eindruck von der Vielfalt der Blütenform soll die Abbildung 3 vermitteln. Die Blüten stehen immer zu zweien auf einem gemeinsamen, ziemlich langen Stiel in den Blattachseln. Die Blütenfarbe wechselt in den verschiedensten Abstufungen zwischen rosa, rosenrot und reinweiß. Die Blütenkrone setzt sich aus der kurzen Kronenröhre, an deren Grunde teilweise ein kleiner Höcker auffällt, und dem stets längeren Blütensaum zusammen. Dieser kann deutlich zweilippig ausgebildet oder auch in fünf mehr oder weniger gleiche Zipfel aufgespalten sein. Die Zipfel sind teilweise — vielfach bei den reinweißen Formen — sehr schlank und schmal, was den Blüten ein sehr zierliches Aussehen verleiht, oder sie sind breit und wuchtig und dann in der Regel kräftig rot gefärbt. Die Blüten werden von Bienen, Hummeln oder Schwebfliegen bestäubt. Die Fruchtknoten eines jeden Blütenpaares sind nur am Grunde ein wenig miteinander verwachsen oder völlig getrennt. Die Beeren sehen blutrot aus, selten auch gelb. Die sehr unterschiedlich großen Laubblätter sind kurz gestielt und — wie bei allen Loniceren — paarweise gegenständig angeordnet. Die Blätter sind, ebenso wie die Blütenstandstiele, beiderseits kahl, das wichtigste und sicherste Unterscheidungsmerkmal zur folgenden Art.

Diese „Rote Heckenkirsche" (Lonicera xylosteum L.) besitzt weich behaarte Blätter und Blütenstandsstiele. Die Blütenstände sind kürzer

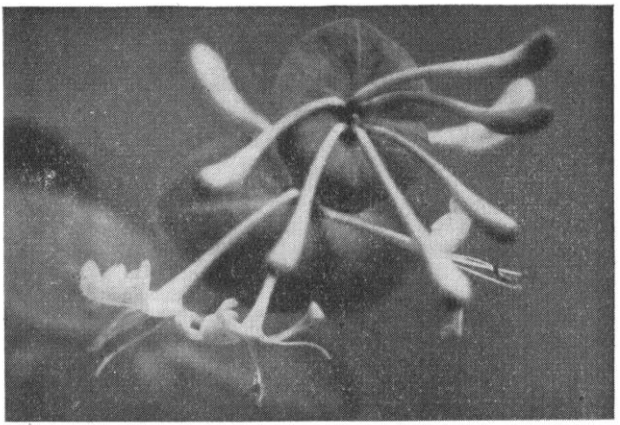

Abb. 1 „Jelängerjelieber" (L. caprifolium)

Abb. 2 „Deutsches Geißblatt" (L. periclymenum)

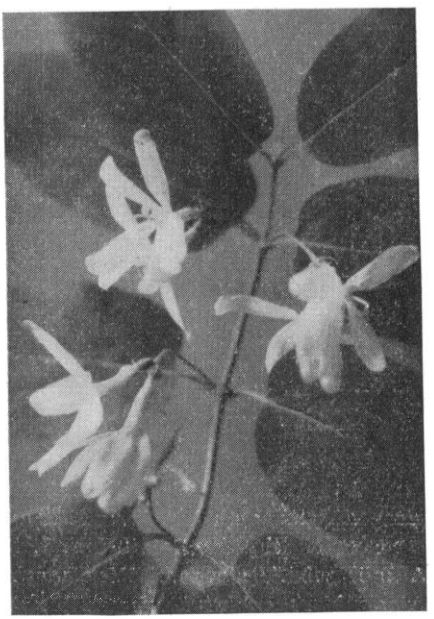

Abb. 3 „Tatarische Heckenkirsche" (L. tatarica)

als die Laubblätter. Wie bei der „Tatarischen Heckenkirsche" sitzen auch bei Lonicera xylosteum jeweils zwei Blüten auf einem gemeinsamen Stiel. Die deutlich zweilippigen Blumenkronen sind außen und innen behaart. Die Blütenfarbe dieser „Hummelblumen" ist gelblichweiß, nie so rein weiß wie bei manchen L. tatarica-Formen. Beim Abblühen werden die Blütenblätter blaßgelb. Wie schon der Name andeutet, fallen die kugeligen, glasartig glänzenden Beeren durch ihre kirschrote Färbung auf. Durch den Gehalt an „Xylostein", einem chemisch noch nicht näher untersuchten „Bitterstoff", sind die Früchte giftig. Durch Genuß dieser verlockend roten Beeren sollen bei Kindern schon starke Vergiftungen vorgekommen sein. Das Holz dieses Zierstrauches wird als eines der härtesten und zähesten Mitteleuropas bezeichnet. — Die bei uns im Stadtwald sehr häufige „Rote Heckenkirsche" ist über fast ganz Europa verbreitet; im Norden dringt sie bis zur Birkengrenze vor.

Abschließend soll noch kurz auf die in Kleinasien, im Kaukasus und im Himalaja beheimatete „Orientalische Heckenkirsche" (Lonicera orientalis Lam.) hingewiesen werden, die bei uns z. B. im Thomas-Müntzer-Park häufiger angepflanzt ist. Die aufrecht wachsenden Sträucher sind sofort an ihrer auffallend hellgrünen Belaubung kenntlich. Die Blüten sind ziemlich klein und haben eine unscheinbare schmutzig rosa bis violette Färbung. Die Fruchtknoten der jeweils zu zweien auf einem nur knapp 1 cm langen Stiel angeordneten Blüten sind gänzlich miteinander verwachsen. Im Gegensatz zu den vorher beschriebenen Heckenkirschen bildet Lonicera orientalis schwarze Beeren. — Tief blauschwarz gefärbte Früchte besitzt auch die danach benannte „Schwarze Heckenkirsche" (Lonicera nigra L.), deren Blütenstandsstiele jedoch eine Länge von 2,5 bis 4 cm erreichen. Sie ist eine typische Pflanze der Bergwälder im süd- bis mitteleuropäischen Raume und kommt in Deutschland vorwiegend in den Alpen und Mittelgebirgen vor. In Thüringen erreicht L. nigra die nördliche Grenze ihrer natürlichen Verbreitung.

Dipl.-Biologe G. Sembdner

„Die Wahrheit ist unterwegs"

So sagte ein Franzose, der sein Vaterland liebte wie wenige, der die Wahrheit im Namen der Gerechtigkeit bedingungslos verkündete, und er fügte noch hinzu: „Nichts hält sie auf. Ein erster Schritt ist getan, ein weiterer wird getan werden, und noch einer, und dann der entscheidende — mit mathematischer Sicherheit." Ein Mann mit Courage war dies, „un homme" — Emile Zola.

Zola prägte diesen Satz während des Prozesses um den französischen Offizier Dreyfuß, zu dessen fanatischem, gerechtdenkendem Verteidiger er sich gemacht hatte. Dieser Satz ist jedoch, außer für Zolas Handeln während dieses Prozesses, noch in anderer Hinsicht ein Charakteristikum. Nämlich dann, wenn wir den Schriftsteller des Naturalismus und den Romancier einer neuen Zeit werten.

Die Wahrheit, welche „mit mathematischer Sicherheit" vorwärts schreitet, hat er sich in seiner Arbeit zur Richtschnur gemacht und zwar in einer Konsequenz, welche sein Schaffen in eine eigene Epoche stellt, ja, vielleicht der Gipfelpunkt dieser Epoche ist. Diese Epoche ist der Naturalismus in der Literatur.

Er wurde in diese Epoche des Naturalismus nicht hineingeboren, sondern mußte sie sich über einen schweren Weg erst selbst schaffen. Am 2. April 1840 in Paris geboren — der Vater war ein eingewanderter Italiener, Ingenieur, der einen erfolglosen Kampf mit dem Leben führte — wächst er in der Provence auf, verliert mit sieben Jahren den Vater, kommt als 17jähriger wieder nach Paris, wo ihn nach erfolglosem Besuch des Gymnasiums, an welchem er eine Freistelle hat, die Pariser Literatenluft anderen Dingen fremd macht, arbeitet in den Pariser Docks und erlebt schon die Not und das Elend, welche er später schildert. Vorläufig macht er noch lyrische Gedichte, erkennt jedoch schon: „Der Roman soll nicht nur schildern, er soll bessern!" Dann gelingt ihm ein Avancement, die Anstellung als Bücherpacker im Verlag Hachette, und ist begierig, den Betrieb der Literatur kennen zu lernen, schreibt Novellen (Contes à Ninon), erkennt, daß, wie Heinrich Mann sagt, es seine lebenslange Bestimmung ist, Haß zu erregen. Bis er eine bestimmte literarische Theorie gefunden hat: den Naturalismus. Seine großen Lehrmeister fand er in dem Physiologen Bernard (1813 bis 1878), dessen „Einführung in das Studium der Experimentalmedizin (1865) sein Denken stark beeinflußte und in Hippolyte Taine (1828 bis 1893), dessen literaturgeschichtliche Arbeiten in jener Zeit und noch über diese hinaus berühmt waren. Hippolyte Taine war es auch, der sagte: „Was die Geschichtsschreiber auf dem Gebiet der Vergangenheit schaffen, schaffen die großen Roman- und dramatischen Dichter auf dem Gebiet der Gegenwart," und charakterisierte damit, ohne es zu wollen, das Schaffen Zolas, der die Kunst in der Literatur auf wissenschaftlichem Wege entwickeln wollte. Mit dieser Begründung war für Zola der ebenfalls von Taine vorbereitete „Versuchsroman" (roman expérimental) Notwendigkeit. Ihm entlehnte er auch die Worte Naturalismus und Milieu. Von dem o. a. Werk Bernards beeindruckte ihn der Gedanke der Vererbung in ganz besonderem Maße, so daß er seinen zwanzigbändigen Zyklus „Rougon Maquart, natürliche und soziale Geschichte einer Familie im zweiten Kaiserreich" ganz unter

diesem Gesichtspunkt anlegte. In diesem Romanzyklus, seinem Hauptschaffen, will er an dem Beispiel der Vererbung „die doppelte Frage der Einwirkung der Temperamente und der Umgebungen (Milieux)" lösen. Man hebt im allgemeinen nur wenige Werke daraus hervor: „Der Totschläger", ein Pariser Proletarierroman (1877), welcher großes Aufsehen machte und ihm viele Anhänger schuf, „Nana", ein Roman der Kokottenwirtschaft (1880), „Das Land", ein Bauernroman (1887), „Germinal", der Roman vom Leben der Bergarbeiter (1884) und „Der Zusammenbruch", der Roman des Krieges 1870/71 (1892). —

Zum literarischen Handwerk des „roman expérimental" gehörte jedoch grundsätzlich, daß Zola auf das allersorgfältigste genaue Einzelbeobachtungen und Tatsachen aus dem praktischen täglichen Leben verfolgte und festhielt. Das dehnte sich sogar auf einzelne Wörter, auf Haltung und Geste aus. Damit nicht genug, betrachtete der Naturalismus selbst noch das Unscheinbarste, das Gewöhnlichste, Niedrigste, Gemeinste, Schmutzigste als wichtig. Die Naturalisten waren strenge Beobachter des Alltags und tauchten ihre Sonde tief in den Schmutz des Lebens. Kein Wunder also, wenn Zola mit dieser Methode alle moralischen und physischen Schwächen der Menschheit an das Tageslicht zerren und einer höchst „überraschten" menschlichen Gesellschaft, besonders dem Bürgertum, vorweisen konnte. Es beurteilte ihn oft zu hart, da es in ihm nur den frivolen Meister der Unsittlichkeit sah. In seinen Büchern ist jedoch ausnahmslos ein Kern enthalten der beweist, daß Zola einen sittlichen Zweck erstrebt: Er will einer moralisch verkommenen Gesellschaft den Spiegel ihrer Entwürdigung vorhalten, um Besserung zu erreichen. In der Schilderung all der in seinen Büchern erwähnten Unglücklichen kommt nicht etwa Mitleid zum Ausdruck, sondern alles wird mit wissenschaftlicher Exaktheit geschildert. Diese Exaktheit geht sogar so weit, daß die Schilderung der Umgebung und sonstiger Gegenstände den Menschen zuweilen völlig in den Hintergrund drängen können. Einmal braucht er z. B. für die Schilderung eines Gartens zweihundert Seiten. Wenn wir außerdem noch feststellen, daß Zola zu einer pessimistischen Lebensanschauung neigte, zu welcher anfangs eine mit Phantasie gewürzte Romantik trat, können wir uns ungefähr von seinem Inneren ein Bild machen. Über diesen anfänglichen Dualismus war er selber tief unglücklich: „Ich bin Romantiker und ich könnte rasend darüber werden." Ein Zwiespalt, der ihn in seiner Arbeit aber nur vorwärtstrieb. In einer bald nach seinem Tode erscheinenden französischen Literaturgeschichte macht sich die Abneigung des ästhetisch denkenden französischen Bürgertums bemerkbar, wenn der Verfasser ihm auf geringem Raum abfällige Bemerkungen gönnt, während er anderen, weniger bedeutenden auf mehrfachen Raum Lobeshymnen bereitet. Da kommt also der peinlich wirkende Schock zum Ausdruck, den Zola dieser Schicht durch seine Offenherzigkeit bereitet,

obwohl der Verfasser als Literaturwissenschaftler, wenn auch nur in einem kurzen Satz, zugeben muß, Zola sei „ein mächtiger und großer Schriftsteller".

In Wirklichkeit war Zolas Popularität sehr groß, weil er selbst noch in seiner Trivialität groß war. Obwohl es schon Vorbilder des Naturalismus gab, war Zolas Schaffen jedoch von solcher Zielbewußtheit und von solch durchschlagender Wirkung, daß er sich zu seinem Führer aufschwang. Er bestimmte Theorie und Stil. Um ihn scharte sich eine Gruppe jüngerer Dichter (unter ihnen Maupassant), die sich seine Schüler nannten. Als Zola jedoch in seinem Buch „La Terre" (= das Land) den Naturalismus zum Äußersten trieb, sagte sich eine Reihe seiner Schüler in aller Öffentlichkeit von ihm los. Es schien, als ob der Bogen überspannt sei, als ob der Naturalismus in der Literatur sich selbst überlebt habe — man war des reinen Naturalismus überdrüssig geworden, man sehnte sich wieder nach anderen, geistigen Vorgängen, nach dem Gemütsleben und nach dem Geheimnisvollen.

Zolas Werk blieb aber. Es ist uns wertvoll, weil wir in ihm einen unerbittlichen Kampf gegen Amoralität sehen Seine Person ist über jeden Angriff erhaben, wenn wir seine Haltung in dem Dreyfuß-Prozeß verfolgen. Er verteidigte den in einem Spionageverfahren unschuldig verurteilten Offizier Dreyfuß mit zäher Beharrlichkeit und kämpferischer Entschlossenheit. Zola kam sogar selbst vor die Schranken des Gerichtes und schleuderte den Richtern Unglaubliches entgegen. In dieser Angelegenheit blieb Frankreichs Größe jedoch auf die Anbetung des Säbels beschränkt. Um diesem lügnerischen System nicht auch noch zum Opfer fallen zu müssen, nahm Zola vorübergehend das Exil auf sich. In aller Kürze sei nur gesagt, daß Dreyfuß nach langem Kampf vorerst nicht rehabilitiert, sondern nur „begnadigt" wurde und daß Zola, enttäuscht darüber, daß er keinen vollen Sieg davontragen konnte und erkennen mußte, daß das Gute verschleiert und das Böse nicht gezüchtigt wird, sich nach dreijährigem Kampf in der politischen Arena in die Stille zurückzog um weiter zu arbeiten. Von dieser Affäre blieb die Schrift „J' accuse" (= ich klage an).

Seine letzten Werke sind ein Zyklus „Die drei Städte" (Lourdes, Rom, Paris) und „Die vier Evangelien" mit: Fruchtbarkeit, Arbeit, Wahrheit und Gerechtigtkeit. Das letztgenannte Buch konnte er nicht mehr zu Ende schreiben. — Das Leben gönnte ihm nach der Dreyfuß-Affäre nur noch zwei Jahre. Obwohl völlig gesund, raffte ihn eine Kohlengasvergiftung in seinem Schlafzimmer in der Nacht zum 29. September 1902 dahin.

A. B.

Buchbesprechungen

von Neuerscheinungen der Kreisbibliothek

Viktor Kin: IM RÜCKEN DER WEISSEN 260 Seiten

Bürgerkrieg in Rußland. Zwei junge Männer fahren gen Osten, Tage, Wochen . . . Sie fahren im geheimen Auftrag, um Verbindung mit den Partisaneneinheiten herzustellen, die sich im Rücken der Weißen befinden. Die Eisenbahnlinie nach Chabrowsk, dem letzten Stützpunkt der Weißen im Fernen Osten, ist von den Kriegswirren stark in Mitleidenschaft gezogen, und Besais und Matwejew stoßen auf immer neue Hindernisse, die ihre Fahrt verzögern.

Die letzte Strecke bis nach Chabrowsk legen sie mit einem Pferdefuhrwerk zurück. Als sie in voller Fahrt an dem Posten vorbei in die Stadt hineinjagen, wird Matwejew von einer Kugel getroffen. Nach der Amputation des Beines fühlt er sich todunglücklich, weil er in dem geheimen Unterschlupf das Bett hüten muß und als Krüppel vielleicht nie wieder illegale Arbeit leisten kann, während Besais bereits Verbindung zu den Genossen aufgenommen hat und Nacht für Nacht unterwegs ist.

Nachdem das geliebte Mädchen Matwejew zu verstehen gegeben hat, daß es sich jetzt doch lieber von ihm trennen möchte, entschließt er sich zu einem verzweifelten Schritt: Heimlich verläßt er bei Nacht das Haus und geht trotz seiner Krücken Flugblätter kleben. Dabei gerät er einer Streife der Weißen in die Hände.

Starke Spannung, feine dichterische Gestaltung der Menschen und ihrer Schicksale und eine kraftvolle, bilderreiche Sprache zeichnen dieses schon 1928 geschriebene Werk aus, das jeden anspruchsvollen Leser, besonders aber die Jugend begeistern wird.

Juri German: BIS ZUR LETZTEN OPERATION 300 Seiten

Von jeher nimmt der Arzt eine hervorragende Stellung in der Gesellschaft ein, und Arztschicksale sind oft behandelte Themen der schönen Literatur.

Juri German hat in diesem Buch das Schicksal eines weit über seinen Wirkungskreis hinaus bekannten Chirurgen gestaltet, der während des zweiten Weltkrieges in einem Lazarett tätig war.

Von rastloser Arbeit ist das Leben des Arztes erfüllt. An sich selbst stellt er höchste Anforderungen und von seinen Mitarbeitern erwartet er ein Gleiches, böse kann er sein und sich ereifern, wenn seine Forderungen nicht erfüllt oder gar hintertrieben werden.

Aber trotz seines rauhen, oft unleidlichen Wesens wird der Oberarzt Dr. Lewin von den Ärzten, den Schwestern und vor allem von den Patienten geschätzt und geliebt.

Lewin, der, wenn es erforderlich ist, halbe Nächte am Bett eines Operierten zubringt, der den Verwundeten, wenn sie der Verzweiflung nahe sind, Mut zuspricht, ist selbst schwer krank. Er hat Krebs. Doch daß diese heimtückische Krankheit ihr zerstörerisches Werk schon so weit vorangetrieben hat, daß auch die Operation ihm nicht mehr helfen kann, weiß er nicht, bis es ihm vom Koch des Lazarettes aus kleinlichen Rachemotiven kaltblütig eröffnet wird.

Standhaft und mit menschlicher Größe begegnet Dr. Lewin, den das Leben noch nie mit Samthandschuhen angefaßt hat, der sich sein Arztstudium erhungern mußte, dem kein persönliches Glück im Leben beschieden war, diesem Schlag — der Erkenntnis von seinem nahen, unabwendbaren Tod. Bis zum letzten Atemzug erfüllt er seine große verantwortungsvolle Aufgabe.

Aus einem Mosaik von vielen Einzelheiten, nicht zuletzt aus den Briefen an eine Frau, seine Jugendliebe, den einzigen Menschen, dem er überhaupt schreibt, mit dem ihn eine innige Freundschaft verbindet, ersteht vor unserem geistigen Auge das blutvolle Porträt eines Menschen, der im Ringen um das Leben anderer, in Erfüllung seiner patriotischen Pflicht das höchste einsetzt, was er besitzt — sein Leben.

Herausgeber: Deutscher Kulturbund - Kreisverband Mühlhausen -

Redaktionskollegium: Chefredakteur Hans J. Weinert, Alexander Barth, Gerhard Bollmann, Gerhard Koboldt, Gerold Hass, Charlotte v. Oeynhausen

Manuskripte sind in 2 Exemplaren an die Schriftleitung »Die Mühlhäuser Warte«, Mühlhausen i. Thür., Brückenstraße 9, zu richten.

Druck: Buchdruckerei Helmut Gast, Mühlhausen/Th., Gen.-Nr. V 12/2 Ri 475/59

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion

Fragen eines lesenden Arbeiters . . .

Wer baute das siebentorige Theben?

In den Büchern stehen die Namen von Königen.
Haben die Könige die Felsbrocken herbeigeschleppt?
Und das mehrmals zerstörte Babylon?
Wer baute es so viele Male auf?
In welchen Häusern des goldstrahlenden Lima
wohnten die Bauleute?

Wohin gingen an dem Abend, wo die Chinesische Mauer
fertig war, die Maurer?
Das große Rom ist voll von Triumphbögen.
Über wen triumphierten die Cäsaren?
Hatte der vielbesungene Byzanz nur Paläste für seine Bewohner?
Selbst in dem sagenhaften Atlantis brüllten doch in der Nacht.
wo das Meer es verschlang, die Ersaufenden nach ihren Sklaven.
Der junge Alexander eroberte Indien.
Er allein?

Cäsar schlug die Gallier.
Hatte er nicht wenigstens einen Koch bei sich?
Philipp von Spanien weinte, als seine Flotte untergegangen war.
Weinte sonst niemand?
Friedrich der Zweite siegte im Siebenjährigen Krieg.
Wer siegte außer ihm?

Jede Seite ein Sieg.
Wer kochte den Siegesschmaus?
Alle zehn Jahre ein großer Mann.
Wer bezahlt die Spesen?

So viele Berichte.
So viele Fragen.

Bertold Brecht